

Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 33/2 (2006)

DOI: 10.11588/fr.2006.2.49747

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

trät am Hof der Margarete von Österreich gesehen haben, in deren Besitz es sich seit 1505 befand. Bentley-Cranch behandelt beide Porträts, übersieht aber dieses evidente Zitat, das den Vertragspartner wohl im Namen der väterlichen Tradition verpflichten oder die verwandtschaftsgleiche enge Bindung der beiden Herrscher beschwören sollte.

Diesem französisch-englischen Kunstkontakt war eine weitere (nicht erhaltene) Porträt- sendung vorausgegangen: In der Hoffnung, eine Allianz mit England anzubahnen und die Freilassung seiner beiden Söhne voranzutreiben, die ihn im kaiserlichen Gefängnis in Madrid abgelöst hatten, scheint der französische König Miniaturporträts von sich selbst und den beiden Kindern nach England geschickt zu haben. Diese betrachtet Bentley-Cranch als entscheidend für die spätere Entwicklung des spezifisch englischen Miniaturporträts. Die Fragen die Bentley-Cranch stellt, sind durchweg interessant – so untersucht sie neben Aspekten herrscherlicher Repräsentation auch die Monopole der Vervielfältigung und des Copyrights über das königliche Porträt. Sie vernachlässigt erfreulicherweise auch die materielle Seite der Kunstproduktion nicht und flicht in ihre Geschichtserzählung immer wieder realienkundliche Exkurse ein, die unter anderem den Alltag von frühneuzeitlichen Gesandten oder die Modeströmungen der Zeit und ihre Darstellung auf Porträts betreffen.

Jedoch sind die Antworten, die sie auf viele immer noch offene Forschungsfragen gibt, entweder größtenteils bereits bekannt oder aber abenteuerlich spekulativ: Franz I. zu unterstellen, er habe Clouet die Verwendung der Farben Schwarz und Weiß für sein monumentales Porträt (heute im Louvre) suggeriert, weil diese Farben auch die zebrestreifen Fassaden einer Stadt dominierten, die er als letzte vor seiner spanischen Gefangenschaft gesehen und die zurückzugewinnen er nie aufgegeben habe – Genua nämlich –, zeugt primär von der starken Phantasietätigkeit der Autorin. Die Rolle, die die *effigies* im königlichen Begräbnisritual in England und Frankreich für die Entwicklungsgeschichte des Porträts gespielt hat, hatten bereits Ernst Kantorowicz und Erwin Panofsky pointiert herausgearbeitet. Und es ist schwer nachvollziehbar, wieso in einer Arbeit, die unter anderem die politische Instrumentalisierung von Porträts untersucht, ausgerechnet die Druckgraphik sowie Medaillen und Münzen – die »currency of fame« – nur ganz am Rande erwähnt werden. Immer wieder aufs neue frappierend ist zudem die Nonchalance, mit der englischsprachige Forscherinnen und Forscher sich berechtigt fühlen, gänzlich unbekümmert an für sie fremdsprachiger Literatur vorbeizuarbeiten: Bentley-Cranch ist hierfür erneut ein herausragendes Beispiel, denn sie nennt keinen einzigen deutschsprachigen Titel in ihrer Bibliographie (was insbesondere im Hinblick auf den breit im Text behandelten Holbein ein Unding ist).

Christine TAUBER, Bonn

Sydney ANGLO, Machiavelli – The First Century. Studies in Enthusiasm, Hostility and Irrelevance, Oxford (Oxford University Press) 2005, 765 S., ISBN 0-19-926776-6, GBP 80,00.

Fata sua habent libelli. Bei dieser einfachen Feststellung dürfen wir es nicht belassen. Eine auf dem intensiven Studium der Texte und gründlicher Reflexion beruhende Ideengeschichte ist uns heute angesichts zunehmender Unklarheiten nötiger denn je. Forscherlicher Arbeitseifer und darstellerisches Können sind dann besonders gefragt, wenn es darum geht, die Wirkungsgeschichte eines Denkens oder konkreter der Schriften eines Autors zu rekonstruieren. Es ist keine leichte Aufgabe, dem Gespräch der toten Geister wieder Leben zu verleihen.

Sydney Anglo kann es. Der Emeritus der University of Wales ist ein vielfach ausgewiesener Kenner der intellektuellen Welt des 16. Jhs. Er interessierte sich stets für das dichte Geflecht aus politischem Realismus, blankem Zynismus und verhülltem Machtstreben, das Denken und Handeln in der frühneuzeitlichen Hofkultur kennzeichnete und für das wir

noch heute gerne den Begriff »Machiavellismus« verwenden. Den Weg von Machiavelli zum Machiavellismus nachzuzeichnen, das ist schlicht ausgedrückt der Anspruch dieses Bandes, der auch überzeugend eingelöst wird.

Die Rezeptionsgeschichte eines Werkes beginnt mit dessen ersten Lesern. Aus methodischen Gründen muß es sich dabei um produktive Leser handeln, die sich selbst mit Schriften an der Diskussion über Machiavellis Oeuvre beteiligten. Daneben haben auch Übersetzer, Zensoren, Plagiatoren und Ignoranten jeder Couleur ein Wort mitzureden, die über Bücher urteilten, die sie nicht verstanden oder nicht einmal gelesen hatten. Da die Zeit unerbittlich aussieht, geht es dabei nicht ohne die glücklichen Zufälle der Überlieferung ab. Welch ein Glücksfall ist es beispielsweise, daß sich die lateinischen Randnotizen Lazarus von Schwendis zu Gohorys französischer Übersetzung der »Discorsi« aus dem Winter 1548/49 erhalten haben. Wenn zwei Köpfe zusammenstoßen, die beide nicht hohl sind, so ergibt sich ein lautes Geräusch. Es fehlte nämlich bei Schwendi ebenso wie bei anderen lesenden Zeitgenossen nicht an Unmutsäußerungen über das von Vorannahmen weitgehend freie und von einem schonungslosen Realismus getragene Werk Machiavellis. Die kopernikanische Wende des politischen Denkens von der Norm zum Faktum, von der Beschwörung zur Beobachtung, die sich mit dem Namen Machiavellis verband, stiftete einige Unordnung in den Köpfen und löste zum Teil heftige Abwehrreaktionen aus.

Mit der zunehmenden Konfrontation zwischen den konfessionellen Lagern in der zweiten Hälfte des 16. Jhs. wurde dieser Diskurs über Machiavelli selbst politisiert. Die Bartholomäusnacht war die Geburtsstunde der populären Floskel vom »Machiavellismus«. Der hugenottische Jurist Innocent Gentillet, der aus Toulouse nach Genf geflohen war, machte sich mit seinem 1576 erschienenen »Contre-Machiavel« zum Sprecher derjenigen, für die das Massaker die giftige Frucht eines italianisierenden Politikstiles war, für den in der Theorie der Florentiner Niccolo Machiavelli und in der Praxis die Florentinerin Katharina von Medici mit ihrer Familie standen. Wollte die Königinmutter, so mutmaßten eingeweihte Zeitgenossen, nicht in die Fußstapfen des von Machiavelli ob politischer Schläue gepriesenen Cesare Borgia treten, der einst in Sinagaglia seine als unzuverlässig verdächtigten Hauptleute in die Falle lockte und ermorden ließ? Bei allen Schwächen, die dem mit heißer Feder geschriebenen Buch Gentilletts anhafteten, in dem glühender Eifer für die Sache oft genug Kompetenz und Urteilssicherheit ersetzte, so hat es doch die gängige Rede vom vermeintlich diabolischen »Machiavellismus« in die Welt gesetzt, in eine Welt freilich, in der die Menschen ständig Böses tun, an das sie aber nicht erinnert zu werden wünschen.

Die Saat des redlichen Eiferers Gentillet ging auf, so daß sich das Genre einer gegen Machiavelli gerichteten Verdammungsliteratur entwickelte. Das seit der Bartholomäusnacht vorgeprägt konfessionelle Schema löste sich bald wieder auf und machte einer von Beliebigkeit gekennzeichneten Verwendung des Schlagwortes Platz. Selbstverständlich sprachen viele um 1600 von den »machiavellistischen« Praktiken der Jesuiten. Und dies waren keineswegs nur Protestanten. Zugleich brandmarkten Drucke katholischer Provenienz die elisabethanischen Katholikenverfolgungen in England als Ausflüsse des puren »Machiavellismus«. Bei solchen Bewertungen lief auch immer Kritik an den Mächtigen oder nach Macht Strebenden mit unter, galten die Schriften des Sekretärs aus Florenz doch als »Koran der Höflinge«, dessen Inhalt nicht nur nachgebetet, sondern auch bei Gelegenheit in die Tat umgesetzt wurde. Für uns beruhigend wirkt es, wenn abseits solcher Aufgeregtheiten auch am Anfang des 17. Jhs. immer noch eine unvoreingenommene und fruchtbare Auseinandersetzung mit dem Werk des Niccolo Machiavelli erfolgen konnte. Besonders die militärischen Schriften des Florentiners erfreuten sich großer Wertschätzung und ernteten wohlwollende Kommentare. Man konnte sie, unbelastet von Denkvorschriften, um ihrer selbst Willen aus reinem Erkenntnisinteresse lesen. Was sollen wir schließlich davon halten, daß einem Werk wie Giovanni Maria Pichis »Avvertimenti politici« 1633 die Druckerlaubnis erteilt wurde, obwohl es in kondensierter Form die im »Principe« aufge-

stellten Lehrsätze politischer Klugheit enthielt? Jener Titel fand sich immerhin auf dem »Index librorum prohibitorum«. War vieles nicht so gemeint, wie es ausgesprochen wurde, und haben wir es folglich bei den Verurteilungen Machiavellis mit unaufrichtigen Ablenkungsmanövern oder gar Heuchelei zu tun?

Jener Schock der Moderne, den Machiavelli für das politische Denken bedeutet hatte, verlor im Lauf des 16. Jhs. seine Wirkung. Die hohen Wellen, die er geschlagen hatte, verloren sich nach und nach im Gekräusel an der Oberfläche, ablesbar an jenen kleinen Traktaten für nach Aufstieg gierende Hofleute nach dem Muster von Eustache du Refuge's »Traicté de la cour«, der 1617 in Paris erschien. Diese Handreichungen für den gesellschaftlichen Erfolg mit ihren tatsächlich oft widerwärtigen Hinweisen und Ratschlägen von unbeschwerter Amoralität haben aber nicht mehr viel mit dem Anliegen Machiavellis gemein, dem es um das Erkennen einer wie auch immer gearteten Substanz des Politischen zu tun gewesen war. Was bleibt? Ein geistesgeschichtlicher Parcours wie der vorliegende läßt sich kaum bilanzieren. Wir danken Sydney Anglo, daß er es gleichwohl versucht hat: »Reactions ranged from the overt indignation of the pious, the tacit approval of realists and cynics, the enthusiasm (often concealed) of militarists, and [...] the indifference of the indifferent« (S. 679).

Es ist die große Leistung des Verfassers, dieses vorhersehbare Ergebnis mit Namen, Gedanken, Kontroversen und Widersprüchen angefüllt zu haben. Mit dem Leben also. Das recht voluminöse Buch kommt ganz ohne hermeneutische Spielereien und terminologischen Bombast aus. Seine Lektüre ist reinen Herzens allen zu empfehlen, die sich für die erste Hälfte der Frühen Neuzeit interessieren. Da der Autor einen westeuropäischen Diskurs rekonstruiert hat, stellt sich für uns noch die Frage, wie Machiavellis erstes Jh. im Heiligen Römischen Reich oder in Ostmitteleuropa verlaufen sein mag.

Thomas NICKLAS, Erlangen

Prendre une ville au XVI^e siècle, sous la dir. de Gabriel AUDISIO, Aix-en-Provence (Publications de l'Université de Provence) 2004, 260 S. (Le temps de l'histoire), ISBN 2-85399-581-X, EUR 24,00.

Unter der Anleitung von Gabriel Audisio hat sich bereits seit 1993 eine informelle und interdisziplinäre Gruppe von Forschern an der Universität von Aix-en-Provence der Geschichte des 16. Jhs. in all seinen Facetten verschrieben. Jüngstes Produkt ihrer beeindruckenden Aktivitäten ist der Band »Prendre une ville au XVI^e siècle«, der weit über eine bloß militärgeschichtliche Betrachtung hinaus dieses Schlüsselthema zwischen dem Sacco di Roma 1527 und der Zerstörung Magdeburgs 1631 auf faszinierende Weise in seinen kulturellen Kontext einbettet.

Eröffnet wird der Band mit fünf Beiträgen über Frankreich: Catherine CHÉDAU untersucht das Verhalten der Einwohner von Dijon, die 1513 einen Angriff der Schweizer im Dienste des Kaisers abwehren und ihre Rettung dem wundersamen Eingreifen der Jungfrau Maria zuschreiben. Gabriel AUDISIO berichtet über die Traumatisierung der Waldenser im Luberon angesichts des durch die französischen und päpstlichen Truppen verübten Massakers bei der Eroberung von Cabrières-d'Avignon 1545. Pascal JULIEN und Jean-Raymond FANLO beleuchten die Ereignisse und die zeitgenössische Interpretation zum vergeblichen Versuch der Protestanten, sich 1562 der Stadt Toulouse zu bemächtigen. Wolfgang KAISER beschäftigt sich mit der – beinahe – friedlichen Unterwerfung Marseilles unter Heinrich IV. 1596.

Nach Italien führen die nächsten fünf Aufsätze: Marie VIALON-SCHONEVELD analysiert die mythologische Bedeutung der beiden Eroberungen von Konstantinopel 1204 und 1453 für das Selbstverständnis der Stadt Venedig. Sylvie RICCI beschreibt die prekäre Lage Mantuas als Spielball der Großmächte 1509–1510. Théa PICQUET und Olivier ROUCHON befra-